

Robert Monin

## **“Für die Taliban war das rote Kreuz eine Provokation”**

**Seit Mitte November ist das IKRK wieder in Kabul vor Ort und leistet erste Hilfe für die von der humanitären Katastrophe Betroffenen. Vorher war der Aufenthalt in Afghanistan zu gefährlich. Leiter des Büros in Kabul ist der 38-jährige Westschweizer Robert Monin.**

### **AUFGEZEICHNET VON MICHAEL WALTHER**

Im Moment bin ich vor allem dabei, nach unserer Rückkehr nach Kabul alles wieder aufzubauen und in Gang zu bringen. Wir haben am 17. September das Land verlassen, als die Taliban uns mitteilten, dass sie unsere Sicherheit nicht mehr gewährleisten könnten. Nun sind wir wieder zurückgekehrt. Ich leite das IKRK-Büro in Kabul. Ich bin also für 70 Ausländer und 1000 Lokalangestellte zuständig. 500 befinden sich in Kabul, die übrigen in mehreren anderen Städten.

Obwohl es in Afghanistan derzeit darum geht, eine grosse humanitäre Katastrophe zu verhüten, ähnelt meine Arbeit stark einem üblichen Managerjob: Ich muss meine Mitarbeiter optimal einsetzen.

Wir haben einen Kredit von 82 Millionen Franken. Damit müssen wir allererste Hilfe vor Ort leisten. Nachher stossen andere Hilfswerke nach. Wir bringen Decken, Lebensmittel für die erste kurze Zeit. Wir haben seit unserer Rückkehr aber auch schon Teile der Infrastruktur repariert. In Kabul haben wir die Wasserversorgung wieder instand gestellt. 350 000 Menschen profitierten. In anderen Städten sind es nochmals 200 000. Es gibt sicher Menschen in diesem Land, welche die humanitäre Katastrophe überleben werden. Aber es gibt auch Menschen, die sie nicht überleben werden.

Nächstes Wochenende gehe ich mit einer Delegation nach Bamyán, an den Ort, den man wegen der zerstörten Buddhasstatuen kennt. Wir fahren mit unseren Jeeps hin. Es sind etwa 150 Kilometer oder acht Stunden Fahrtzeit. Einer unserer Delegierten ist vorige Woche von dort zurückgekehrt. Nun will ich mir selber einen Überblick verschaffen. Der Delegierte berichtete, dass die Menschen dort förmlich nichts mehr haben. Alle Häuser sind kaputt. Sie haben weder Essen noch Decken. Auch ihre Gesichter sind zerstört und leer. Denn mit den Städten wurde auch ihre Geschichte zerstört.

Ich bin ausgebildeter Biologe. Ich entschied mich noch während des Studiums in Neuchâtel, zum IKRK zu gehen und lernte Spanisch. Prägend für den Entscheid war meine Grossmutter. Meine Mutter ist Deutsche, mein Vater Westschweizer. Meine Grossmutter hatte die Kriegszeit in Ulm erlebt. Sie wusste, was ziviles Leiden bedeutet und hatte mir, schon als ich ein Kind war, davon erzählt. Mein erster Einsatz fürs IKRK war 1988 mit 25 Jahren in El Salvador. Dann kamen Peru, Iran, Sri Lanka, Mozambique, Exjugoslawien, Genf und Ruanda. Noch an der Universität lernte ich meine Frau kennen. Seit meinem Einsatz in Mozambique existiert “le

couple Monin". Seither waren wir in der Regel bei unseren Einsätzen gemeinsam tätig.

Anfang Januar ist es nun ein Jahr, dass ich in Kabul lebe. Ich liebe das Land – zum einen wegen seiner grossen landschaftlichen Schönheit, zum anderen wegen seiner beeindruckenden und langen Geschichte. In Kabul leben wir ausländischen Angestellten des IKRK in einem abgeschlossenen Häuserblock. Hier verbringen wir auch den grössten Teil der Freizeit mit Besuchen und Reden. Wir haben einen Billardtisch und sogar einen Swimmingpool – sehr angenehm im Sommer. Gelegentlich kochen wir gemeinsam Spaghetti. Sonntags macht immer jemand Croissants. Die sind dann zwar nicht so gut wie bei "uns" – aber immerhin.

Es ist wichtig, dass wir ein normales Leben führen können. Aus diesem Grund verlassen wir auch alle drei Monate für eine Woche das Land. Ich hatte das Glück, dass ich im vergangenen Juli gerade dann für drei Wochen in der Schweiz reisen konnte, als meine Tochter Vanessa zur Welt kam. Ich habe meine Tochter seitdem nur einmal gesehen. Mit meiner Frau kann ich mich per Mail oder Satellitentelefon unterhalten. Natürlich verzichten wir auf vieles. Aber das ist nun einmal so bei unserer Arbeit und bei unserem Leben!

Wenn ich im Westen bin, geniesse ich es, in Paris oder Genf in einem Strassencafé zu sitzen und mir anzuschauen, wie sich die Welt im Westen entwickelt. Die Bilder, die mir CNN oder BBC an meine Einsatzorte liefern, genügen nicht. Sie können sicher sein, dass meine Frau und ich, wenn ich jeweils in der Schweiz bin, manches nachholen. Immer wenn ich wieder abreise, nehme ich Bücher mit. Ich bin auch noch interessiert an Önologie. Weinflaschen kann ich natürlich nicht so gut nach Kabul mitnehmen. Aber es beruhigt mich zu wissen, dass ich in der Schweiz einen guten Keller habe.

Ich war noch nicht überall in der Schweiz, aber nicht nur in der Westschweiz. Ich kenne auch Bern, Zürich, Graubünden und St.Gallen. Meine Frau ist Appenzellerin, eine Zellweger aus Teufen. Ich schätze die Schweiz sehr. Eines Tages werde ich wieder hier leben. Wenn in unserem Land jemand etwas will, kann er oder sie es grundsätzlich auch verwirklichen. Das ist das Grossartige an der Schweiz – ein riesiger Unterschied zu den Orten, an denen ich in der Regel bin.

In der Schweiz habe ich die meisten Freunde. Es ist mir wichtig, diese Beziehungen zu pflegen. An den Einsatzorten ergeben sich kaum tiefe Freundschaften. Ich bin eben doch der Chef. Die Taliban haben es uns verboten, zu unseren Lokalangestellten nach Hause zu gehen. Immerhin haben sich aus meiner Zeit in Sarajewo ein paar Beziehungen erhalten. Sonst aber weiss man immer, dass man irgendwann ohnehin wieder abreisen wird.

Im nächsten Frühjahr gehen meine Frau und ich nach Jerusalem. Sie wird dann als Delegationsleiterin für das IKRK arbeiten. Ich werde zu Hause sein und das Kind hüten. Mir ist es wichtig, dass wir die Rollen tauschen.

In Kabul hängt in meinem Büro zur einen Seite meines Schreibtischs die Afghanistankarte. Auf der anderen Seite habe ich zwei Drucke des russisch-amerikanischen Malers Mark Rothko aufgehängt. Diese habe ich vergangenes

Frühjahr bei einem Besuch der Fondation Beyeler in Basel erstanden. Es ist mir wichtig, auch noch etwas anderes als die zerbombten Häuser zu sehen.

Während der Talibanherrschaft gab es in Afghanistan kaum ein kulturelles Leben. Ein paar Männer schrieben noch Lyrik. Das war alles. Ansonsten kein Film, keine Musik, kein Theater. Die Taliban wollten das Land mehr als 1400 Jahre in die Zeit des Propheten Mohamed zurückführen. Das war zuviel. Ob die Taliban nebst der Kultur auch die Liebe getötet haben, weiss ich nicht. Über solche Dinge lässt sich mit den Einheimischen schlicht nicht reden.

Lebensbedrohliche Situationen gab es während der Zeit, in der ich in Afghanistan lebe, selten. Das Emblem des IKRK ist anerkannt, obwohl für die Fundamentalisten an sich das Kreuzzeichen eine Provokation ist. Die afghanische Landesorganisation verwendet den roten Halbmond. Wir verwenden aber das Kreuz.

Die gefährlichsten Situationen waren bislang jene, wenn ich mit einer Delegation in ein minenverseuchtes Gebiet kam und den Entscheid tragen musste, ob wir weitergehen oder nicht. Es ist wichtig, dass wir über unsere Ängste reden – und das tun wir untereinander auch häufig. Angst zu haben ist unvermeidlich. Die Angst wird dann erdrückend, wenn man sie nicht eingestehen kann oder verbergen muss.

Es gibt trotz allem auch in einem Land wie diesem Gutes. Dazu zählen bestimmt die Kinder. In ihnen liegt die Hoffnung, dass sie einmal weniger leiden müssen als ihre Eltern – auch wenn ich als Vater eines Schweizer Kindes weiss und es stossend finde, dass die Kinder hier viel weniger Chancen haben als bei uns.

Zu den guten Dingen zählt unsere Orthopädie. Wenn vier- oder fünfjährige Kinder, die ihre Beine verloren haben, hier hereinkommen und nach einigen Tagen zu verstehen beginnen, dass sie wieder gehen können werden, dann ist es ein berührendes Erlebnis.

Immer wieder kommt es zu guten Begegnungen mit den Einheimischen. Beileibe nicht alle Afghanen sind Fundamentalisten. Viele haben es als Zerstörung eines Teils ihrer Geschichte wahrgenommen, als die Buddhastatuen in Bamyán niedergerissen wurden – ein Umstand, der mich sehr beeindruckte.

So ist mir bis jetzt der Glaube an die Humanität noch nie abhanden gekommen. Sie ist mir am allerwichtigsten. Wenn ich aus allen Wörtern ein einziges auswählen müsste, würde ich das Wort Humanität wählen. Das ist ganz klar.

**Siegfried Eriksson**

## **«Ich war schockiert, als die Israelis scharf schossen»**

**Der 20-jährige Friedensaktivist Siegfried Eriksson aus Dornach BL stand an Ostern in Bethlehem israelischen Panzern gegenüber. Als Mitglied einer internationalen Friedensgruppe wollte er der palästinensischen Bevölkerung Rückendeckung geben.**

### **AUFGEZEICHNET VON MICHAEL WALTHER**

Ich bin schon seit dem vergangenen Juli in Israel. Ich lebe in der Nähe von Beersheva, der «Stadt der sieben Brunnen», in einem Dorf für Behinderte. Hier absolviere ich ein einjähriges Praktikum. Im Sommer möchte ich in der Schweiz mein Sozialpädagogikstudium beginnen.

Das Dorf ist ein Kleinod. Wir haben eine Bäckerei, eine Weberei, verarbeiten Mandeln und produzieren Dörrfrüchte. Die Gemeinschaft funktioniert ähnlich wie ein Kibbuz. Es wird möglichst wenig von aussen eingekauft. 80 Behinderte zwischen 20 und 40 leben hier. Ich spreche mit ihnen Hebräisch und, weil einige aus Marokko oder den USA stammen, Französisch oder Englisch. Geführt wird das Dorf von sehr konservativen Israelis.

Weil ich an der hiesigen Gesellschaft interessiert bin, kam ich rasch mit Leuten aus der Friedensbewegung in Kontakt, deren Vertreter es in allen israelischen und palästinensischen Städten gibt. Mein erster Einsatz fand mit den «Rabbinern für Menschenrechte» statt. Wir pflanzten auf der Westbank tausend Olivenbäume, die von der israelischen Armee ausgerissen worden waren. Ich beteiligte mich auch an einem Einsatz der Studentengruppe Ta'ayush: Wir brachten Hilfsgüter in blockierte palästinensische Orte. Mein wichtigster Einsatz war der Solidaritätsbesuch bei Jassir Arafat Anfang des Jahres – dies nachdem ihn die Israelis für «irrelevant» erklärt hatten. Wir waren 200 Personen und fuhren mit fünf Bussen nach Ramallah. Es war eine Begegnung, die mich sehr berührt hat. Ich werde nicht vergessen, wie sich Israelis und Araber umarmten.

Um beim Friedenseinsatz an Ostern in Bethlehem teilzunehmen, nahm ich vier Tage frei. Das Programm hätte eigentlich zwei Wochen gedauert. Geplant war, Palästinensern Unterstützung gegen Schikanen zu geben – zum Beispiel Bauern aufs Feld oder Kranke ins Spital zu begleiten. Wir waren 200 Menschen aus verschiedenen Ländern, die sich am Karfreitag in Bethlehem trafen. Weitere hundert Aktivisten wollten von Ramallah aus zu uns stossen.

Als erstes hätte ein Training in gewaltfreien Aktionen stattfinden sollen. Denn es war absehbar, dass es zu Konfrontationen mit israelischen Soldaten oder radikalen Siedlern kommen würde. Wir mussten lernen, wie sich dabei die Spannungen mildern lassen. Doch unsere Pläne wurden von der bevorstehenden Invasion der israelischen Armee durchkreuzt.

Die erste Nacht verbrachte ich mit einigen anderen in der Notfallstation im Spital von Bethlehem. Wir hatten vor, die Ambulanzen bei Einsätzen zu begleiten. Wir wussten nicht, wann und wie die Invasion erfolgen würde, nur, dass sie kommen würde.

Doch der Angriff erfolgte nicht. Ich schlief ein paar Stunden. Dann begann das Osterwochenende. In Bethlehem leben viele palästinensische Christen und Ostern hat eine grosse Bedeutung. Die Bevölkerung brachte uns Ostereier und Osterwein.

Zur Konfrontation mit der israelischen Armee kam es am nächsten Tag. Rings um Bethlehem liegen drei palästinensische Flüchtlingsdörfer. Immer wenn in Israel Selbstmordattentate verübt worden waren, drangen die Israelis in die Dörfer ein und suchten Vergeltung. Unter anderem hatte die Armee mehrere Häuser in Beit Jala besetzt, deren Bewohner festgehalten wurden. Wir wollten mit dem israelischen Militär über eine Besuchsbewilligung verhandeln. Doch leider kam es nicht dazu: Als wir mitten in Beit Jala standen, rollten uns Panzer entgegen. Zuerst vertrieben sie die Medienvertreter, dann schossen sie uns vor die Füsse.

Wir hatten gelernt, keine Panik aufkommen zu lassen und langsam zurückzuweichen, wenn ein Gespräch nicht möglich ist. Die Frau neben mir, eine Australierin, fiel in Ohnmacht – langsam trugen wir sie zurück. Es gab Verwundete: Sie waren durch Metallsplitter im Gesicht, am Hinterkopf oder an der Brust verletzt worden. Erst da wurde uns bewusst, dass es sich um scharfe Geschosse handelte. Für mich war das ein Schock. Wir brachten die Verletzten ins Spital. Damals funktionierte ich automatisch und verspürte nicht einmal Angst. Doch wenn ich jetzt darüber rede, klopft mir das Herz.

An den nächsten beiden Tagen wurde die Situation noch prekärer. Weil der Strom abgestellt war, konnten wir unsere Mobiltelefone nicht mehr aufladen – uns fehlte der Kontakt zur Aussenwelt.

Ich musste wieder zur Arbeit. Meine Kollegen beschrieben mir den Weg nach draussen, und mit meinem T-Shirt als weisser Fahne verliess ich Bethlehem. Ich begegnete einer Gruppe von fünf Soldaten, die mich stoppten. Während sie ihre Gewehre auf mich richteten, erklärte ich ihnen, dass ich Ausländer sei. Sie durchsuchten mich nach Sprengstoff. Dann brachten sie mich über die grüne Grenze nach Israel. Ich bin nicht gläubig, aber ich denke, irgend etwas hat mir damals geholfen.

Noch von Bethlehem aus hatte ich meine Familie angerufen. Meine Eltern hatten Angst und ermahnten mich, dass ich mehr erreichen könne, wenn ich meine Ausbildung nicht aus den Augen verlöre. Das ist auch mein Ziel.

Ich weiss nicht, was mich zum Idealisten gemacht hat. Ich bin in einer aufgeschlossenen Familie aufgewachsen; wir sind viel in Europa gereist. So lernte ich schon früh andere Kulturen kennen. Als ich letzten Sommer nach Israel ging, fragten mich alle nach dem Grund. Ich könne doch in der Schweiz ein Praktikum machen. Der Lohn sei auch besser. Aber ich habe mich eben immer für Geschichtliches interessiert – nun erlebe ich Geschichte hautnah.

Seit Ostern bin ich noch einmal in den Palästinensergebieten gewesen. Ich wollte

einige Leute von einer Friedensgruppe in Hebron treffen. Aber es gelang mir nicht, vom jüdischen Quartier in die palästinensische Zone zu kommen. Ich wollte kein Risiko mehr auf mich nehmen.

Ich hoffe noch immer auf den Friedensprozess. Aber ich glaube, dass der Druck von unten kommen muss. Ich setze auf die vielen Leute auf beiden Seiten, die Menschlichkeit und Frieden wollen. Israel ist durch einen UN-Entscheid entstanden – die Völkergemeinschaft sollte auch jetzt aktiv werden und den Palästinensern zu einem Staat verhelfen. Aber ich habe den Eindruck, die Politik meint das gar nicht ernst.

Ich verurteile die israelische Besatzung. Ich bin mir aber auch der Rolle Arafats bewusst: Dass er Waffen gekauft hat, ist ein sehr heikler Punkt. Weil er keinen Staat hat, ist dies Terrorismus. Wenn er einen Staat hätte, wäre es legitim, sich zu schützen und zu verteidigen.

In meinem Dorf fällt es mir manchmal schwer, mich zurechtzufinden. 90 Prozent der Menschen hier sind nicht meiner Meinung. Es gibt mir oft schwer zu denken, wie sie über die Palästinenser reden. Manchmal sitze ich am Wochenende mit gleichaltrigen Israelis zusammen, die während der Woche als Soldaten in Gaza waren. Sie erzählen mir, wie sie auf alles schießen müssen, das sich bewegt.

Doch eines habe ich in den letzten neun Monaten gelernt: in allen Situationen und in allen Menschen das Gute zu sehen und niemals die Türen zuzuschlagen. So habe ich schon den Einen oder Anderen in einen Dialog verwickelt. Auch wenn ich zurück in der Schweiz bin, werde ich mich vermehrt für die Menschenrechte einsetzen.

Werner Hanny

## «Wenn ich meine Meinung nicht sagen kann, habe ich ein schlechtes Gefühl»

**Nicht die ganze Bevölkerung von Wolfhalden AR ging für den Formel-1-Fahrer Michael Schumacher auf die Strasse. Der 64-jährige Wirt und Bauingenieur Werner Hanny war dagegen. Die Umzonung von Schumachers Wunschwohnort war für ihn nicht mit dem Gesetz vereinbar.**

### AUFGEZEICHNET VON MICHAEL WALTHER

Eigentlich begann alles nur damit, dass ich mich zu einem Leserbrief geäußert habe. Da beschrieb einer, wie er sich freue, dass Schumi nach Wolfhalden komme. Ich fand, dem müsse man entgegen, dass es auch eine Kehrseite der Medaille gebe. Das hat eine Lawine ausgelöst. Die Leserbriefe, die danach erschienen, füllen einen ganzen Ordner.

Ich folgte der Einladung in den "Zischtigsclub" gefolgt und gab ein Radiointerview, weil ich den Eindruck hatte, der Minderheit im Dorf fehle jemand, der hinsteht und sagt, was er denkt. Nicht alle können es sich eben leisten, zu ihrer Meinung zu stehen.

Mein Argument: Mit der Umzonung wäre ein Sonderrecht für die Familie Schumacher geschaffen worden. In der Bundesverfassung Artikel 8 und in der Kantonsverfassung Artikel 5 steht klar, dass wir vor dem Gesetz alle gleich sind. Kein Gesetz erlaubt, dass es Ausnahmen gibt, nur weil jemand reich ist.

In Wolfhalden herrscht nicht gerade Aufbruchstimmung. Es fehlt am Geld. Zum Beispiel sollte der Sportplatz saniert werden. Aber man machte sich übersteigerte Hoffnungen. Man hielt Schumacher für einen Heilsbringer. Klar hätte sein Zuzug einen wirtschaftlichen Impuls ausgelöst. Aber nicht in dem Ausmass, wie viele sich das dachten. Wenn sich der Gemeinderat in Zukunft mit den gleichen Anstrengungen, die er getroffen hat, um die Zonenordnung zu umgehen, darauf versteift, die Gemeinde attraktiver zu machen, wird mehr herauskommen. Ich verstehe aber, dass der Gemeinderat in einer schwierigen Lage war. Hätte er nichts gemacht, wäre er auch angegriffen worden.

Dass 80 Prozent der Bevölkerung das Umgehen der Raumplanung unterstützten, enttäuscht mich. Da reissen am Stammtisch alle den Mund über den Abzocker Barnevik auf. Wenn sie dann aber selber das Geld riechen, sind sie bereit, Grundrechte über den Haufen zu werfen. Aber eben, Geld ist halt für viele der höchste Wert.

Eigentlich hätte ich sagen müssen, schön, dass da oben gebaut werden soll. Denn ich bin Bauingenieur von Beruf. Ich habe das Mehrzweckgebäude von Wolfhalden mitgeplant. Auch mit dem Architekten von Schumacher habe ich schon zusammengearbeitet.

Aber das Umgehen der Raumplanung kam für mich nicht in Frage. Wenn wir dies das einmal machen, wird auch der nächste Hügel verbaut, wenn wieder ein potenter Kunde daherkommt. Sind erstmals unsere Hügel verbaut, kommt die nächste Gemeinde auf den Geschmack. Nach dem Kanton Appenzell-Ausserrhoden hätten es auch andere Kantone bewilligt – und so hätten wir über kurz oder lang das ganze Raumplanungsgesetz entsorgen können.

Ich lebe seit fast 30 Jahren hier im "Gemsli". Das Haus entdeckte ich bei einer Töfffahrt. Es fiel mir auf, weil es unbewohnt aussah. Ich bin selber in der Stadt Zürich aufgewachsen. Wahrscheinlich habe ich das Haus gesucht. Ich habe selbst Appenzeller Wurzeln. Mein Vater und meine Mutter waren Appenzeller. Den Umzug habe ich nie bereut. Ich kann unmittelbar vor dem Haus Sport treiben. Ich gehe oft auf dem Bodensee rudern. Ich schätze die Ruhe und den ausserordentlich schönen Ausblick.

Heute führen wir das Beizli im Nebenerwerb. Damit lässt sich kein grosser Verdienst erzielen. Es ist aber eins der letzten ursprünglichen Restaurants in der Region. Es hätte mich immer gereut, wenn es eingehen müsste. Hin und wieder veranstalten wir Konzerte – zuletzt mit einer Bluesband aus Österreich.

Ich bin also selbst ein Zugezogener. Damit wäre ich wohl der Falsche, um etwas gegen Neuzuzüger zu haben. Wenn Schumacher das zonenkonform gemacht hätte, wäre es tiptop gewesen. Ich war einfach der Meinung, er solle sich ans Gesetz halten. Ich habe nichts gegen ihn. Autorennen interessieren mich zwar nicht besonders. Der wichtigste Sport ist für mich der, den ich selber betreibe. Doch wie sollte ich etwas gegen eine Familie haben, die ich kaum kenne?

Persönlich bin ich Schumacher nie begegnet. Als die Bevölkerung für Schumacher demonstrierte, blieb ich zu Hause. Ich hatte keine Lust, mit einer Fahne hinzustehen und Spiessruten zu laufen. Ich bin kein Michael Kohlhaas.

Ich neige aber dazu, mich für Schwächere einzusetzen. Ich habe da selbst irgend eine Schwäche. Bei Abstimmungen stimme ich häufig gegen meine persönlichen Interessen – und werde gottseidank immer gebodigt. Wenn ich sehe, dass auf den Schwachen herumgehackt wird, habe ich das Gefühl, helfen zu müssen. Ich würde es fast einen Defekt nennen. Man fährt ja schliesslich besser, wenn man sich auf die Seite der Starken stellt.

Aber wenn ich nur aus Geschäftsgründen ruhig bin, gibt mir dies das schlechtere Gefühl, als wenn ich mich wehre. Von daher bin ich auch kein Held. Mein Verhalten im Fall Schumacher war nicht uneigennützig. Ich würde mich einfach schlecht fühlen, wenn ich mit meiner Meinung hinter dem Berg halten müsste.

Natürlich wurde ich auch angefeindet. Ein Leserbriefschreiber warf mir vor, ich würde meinen Hund frei laufen lassen. Dabei habe ich gar keinen. Ein anderer nannte mich einen "grosskotzigen angeschwemmten Zürcher". Sogar in meiner Familie sind nicht alle der gleichen Meinung wie ich. Einer meiner Söhne zum Beispiel hätte den Zuzug von Schumacher begrüsst, weil er möchte, dass der Sportplatz saniert wird. Aber die meisten Reaktionen, die ich erhielt, waren positiv.

Sicher wird mir meine kritische Haltung keine Aufträge einbringen – auch wenn Schuhmacher nun nicht herzieht. Ich hoffe, ich kann es mir leisten. Glücklicherweise habe ich viele Kunden auswärts. Und – ich möchte zwar nicht überheblich tönen – eigentlich ist mir das Geld eher unwichtig.

Hier in Wolfhalden wohne ich weitab. Mag sein, dass das zu Einem passt, der sich exponiert. Doch ich hätte auch gern in einer Mehrfamiliensiedlung gewohnt oder Mehrfamiliensiedlungen gebaut. Mein Traum wäre eine Form des Zusammenlebens, bei der alle einander helfen, wenn jemandem etwas fehlt. Aber ich habe gesehen, dass die Leute dazu nicht bereit sind. Sie wollen lieber ein Einfamilienhaus, um das sie herumgehen können.

Man hat mir vorgeworfen, ich sei ja nur neidisch auf Schumacher. Aber so bin ich nicht gefedert. Ich habe es noch nie jemandem missgönnt, wenn er schön wohnt. Ich kann durchaus verstehen, dass Michael Schumacher hierher kommen wollte. Erstens hätte er einen Haufen Steuergeld gespart. Zweitens finde ich die Wohnlage bei uns auch super. Der Guggenbühl ist einmalig gelegen. Das kann man nicht bestreiten.

**Georg Schmucki**

## «Die Kirche muss die Sexualität positiv würdigen»

**Der 59-jährige Georg Schmucki ist vom Bistum St.Gallen als Ansprechperson für die Opfer sexueller Ausbeutung durch Kirchenmänner bestellt worden. Als Gefängnisseelsorger in der Strafanstalt Saxerriet SG hat er schon jahrelang mit Tätern zu tun. Und er hat viel zu sagen über die Liebe – in der Kirche und allgemein.**

### AUFGEZEICHNET VON MICHAEL WALTHER

Soeben war eine Frau bei mir, die vor etwa 30 Jahren als Neunjährige von einem Priester sexuell missbraucht wurde. Sie erzählte, dass der Vorfall ihr Verhältnis zu ihrem Körper und zur Sexualität einschneidend verändert habe. Die Frau, die etwas rundlich ist, schilderte, vielleicht sei sie so geworden, um nicht mehr so attraktiv zu scheinen. Darüber, was genau vorgefallen war, erzählte sie nur sehr wenig. Ich bohrte auch nicht nach. Meine Aufgabe ist es in erster Linie, zuzuhören und die Geschichte, so wie sie mir erzählt wird, stehen zu lassen. Ich muss sie nicht unbedingt verstehen.

Ich teile den Menschen, die mich aufsuchen, mit, wo sie weitere Hilfe finden können. Innerhalb unseres Bistums wird nun eine Kommission mit aussenstehenden Fachpersonen gebildet, an die sich die Opfer wenden können. Darunter sind eine Jugendberaterin und eine Juristin.

Mich rufen jetzt Menschen an, die nicht Opfer einer Kirchenperson wurden. Es sind jüngere und ältere Frauen, die als Kind von einem Mann ausgebeutet wurden, in ihrer Familie oder sonstwo im zivilen Leben. Deshalb ist Pädophilie auch kein Kirchenproblem. Mit pädophilen Tätern hatte ich schon bei meiner Arbeit als Seelsorger in der Strafanstalt Saxerriet zu tun. Darunter waren auch verheiratete Männer. Es ist also nicht so, dass Sexualität ein Ventil ist, aufgrund dessen Pädophilie nicht mehr vorkommt. Pädophilie hängt in diesem Sinn nicht direkt mit dem Zölibat zusammen. Sie zieht sich durch alle Alter und Schichten und hat auch nicht etwa mit dem Intelligenzquotienten zu tun.

In meiner Arbeit bewegte ich Opfer dazu, zu ihrer Geschichte zu stehen, beispielsweise einen Kirchenmitarbeiter in einer Nachbargemeinde, der als Kind im Religionsunterricht vom späteren Walenstadter Pfarrer Pius Baumgartner sexuell belästigt wurde. Dieser Mann ist inzwischen auch im Fernsehen aufgetreten, um anderen Opfern Mut zu machen, dass sie ebenfalls zu ihrer Geschichte stehen. Früher wurden Opfer nämlich selber fast zu Tätern gemacht. Sie schämten sich, dass ihnen so etwas geschehen war und fühlten sich mitschuldig.

Am Anfang, als die Stelle eben erst gegründet worden war, hat das Telefon sehr oft geklingelt. Auch die Medien interessierten sich für meine Arbeit. Ich musste aufpassen, dass ich keine falschen Sätze sagte. Allzu schnell hätten aus Gerüchten Fakten werden können. Inzwischen hat der Ansturm ein wenig abgenommen. Nicht alle, die betroffen sind, melden sich bei mir. Das ist auch gar nicht nötig. Von einer

Bekannten, die als Therapeutin arbeitet, weiss ich, dass sich die Opfer von Pfarrern vermehrt solche Hilfe holen.

Sexuelle Ausbeutung ist ein grundlegendes Männerproblem. Männer haben Frauen in der ganzen Geschichte ausgebeutet. Bauern vergingen sich an den Mägden, Priester, Lehrer und andere mehr nutzten ihre Machtposition aus. Das Problem in der Kirche besteht darin, dass sexuelle Ausbeutung hier besonders verwerflich ist, weil Kirchenleute einen besonderen Vertrauensbonus geniessen, den sie ausnützen. Was wir tun können, ist etwas dazu beizutragen, dass die Opfer nicht erst 40 Jahre nach dem Vorfall reden können, sondern dass man ihnen hilft, gleich nach der Tat über die Traumatisierung hinwegzukommen. Dann muss die Ausbeutung nicht unbedingt derart lebenseinschneidend und lebensverändernd sein.

Trotzdem hat die Kirche ein Problem. Der Mensch ist ein sexuelles Wesen. Die Kirche bewertet die Sexualität immer noch tendenziell negativ. Für mich bräuchte es seitens der Kirche dringend eine positive Würdigung der Sexualität als einer Dimension des Menschseins in der Begegnung zwischen Mann und Frau, aber auch zwischen gleichen Geschlechtern. Hier hat die Kirche einen ganz gewaltigen Nachholbedarf.

Ich bin ganz klar dafür, dass heute nach anderen Kriterien geweiht wird, als dies der Fall ist – nämlich nicht nach dem Geschlecht und nicht dem nach Zivilstand, sondern nach persönlicher Eignung. Davon sind wir noch weit entfernt. Aber ich bin sicher, dass die Kirche irgendwann so weit kommen wird. Die Gründe, die die Kirche dagegen anführt, halten für mich theologisch nicht stand.

Ich finde, dass auch die Gesellschaft punkto Sexualität ein Problem hat. Solange auf Pausenhöfen die Kinder einander „schwule Sau“ anhängen und solange Homosexualität ein Tabu ist, erscheint jungen Männern, die wahrnehmen, dass sie schwul sein könnten, der Priesterberuf als möglicher Schutzbereich, in dem sie sich der Frage entziehen können, ob sie schwul seien. Damit hat es zu tun, dass der Anteil Homosexueller im Priesterstand höher ist als in anderen Berufen. Allerdings muss ganz klar gesagt sein: schwul heisst nicht pädophil.

Ich vermisse in der Gesellschaft die Erotik. Wenn ich beispielsweise die Street Parade betrachte, sehe ich sehr viel Fleisch, das sich sehr nahe kommt. Aber es fehlt das Spiel mit Nähe und Distanz. Ich habe in meiner Jugend sehr gern getanzt. Zur Sexualität und Erotik gehört auch die Spannung, die sich aus dem Wechsel von Nähe und Distanz ergibt.

Ich bin selber hetero. Ich habe Freundinnen und Freunde, mit denen ich mich austausche, mit denen ich musiziere oder zu Berg gehe, unterwegs im Zelt. Da stellt sich auch die Frage der Zärtlichkeit. Ich erlebe in der Begegnung mit der Schöpfung fast gleich orgasmische Zustände wie in der Sexualität – vielleicht nicht so sehr mit Blick auf den Penis, sondern ganzheitlich. Auch ich bin oft mit jeder Faser meines Körpers und meiner Seele glücklich. Ich meine, dass das Zölibat auch eine Chance sein kann. Dies allerdings nur dann, wenn die Sexualität grundsätzlich bejaht wird und eingebettet ist in einen eigenen Lebensstil, zum Beispiel eine Mönchsgemeinschaft. Das Zölibat bedeutet dann, die Sexualität nicht immer ausleben zu müssen. Auf diese Weise kann einem der Verzicht auch etwas geben.

Zum Genuss gehört auch die Askese.

Etwas Wichtiges in meinem Leben ist der Humor. Das Dimitri-Buch "Gespräche über die Komik, das Lachen und den Narren" steht in meinem Büchergestell gleich neben den wichtigsten Büchern über Mystik und Meditation. Ohne Humor und Lachen könnte ich meine Arbeit als Gefängnisseelsorger und als Ansprechperson für die Opfer von Kirchenleuten schon lange nicht mehr ausüben. In Dimitris Buch habe ich mir den Satz "Ein Mensch ohne Humor kann nicht lieben" angestrichen. Und einer mit Humor liebt bereits ein Stück.

Der Kirche wünsche ich, dass eine Zeit heranbricht, in der sie mit der Sexualität offener umgehen kann – auch was ihre geweihten Vertreter angeht. Der Gesellschaft würde ich sagen: Lebt die Sexualität. Gebt und empfangt. Aber vergesst nicht: Die Innenseite der Sexualität ist die Liebe. Diese ist beschrieben im Hohelied des Alten Testaments als erotischer Liebesdialog zwischen Mann und Frau und im Hohelied des Paulus, 1. Korinther 13. Wenn man diese Kapitel lebt, werden Sexualität, Erotik und Liebe ein Ganzes.

*Rubrik „Augenzeuge“, „Beobachter“, 2002 folgende.*